Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 52

Artikel: "Die dummen Esle!"

Autor: Gfeller, Simon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647606

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Oser ist der Sohn des weiland Basser DichterPfarrers Friedrich Oser (1820—1891), dessen stimmungsund gemütvollen Gedichten man noch heute öfters in den Lesebüchern unserer Schulen begegnet. Damit wissen wir, woher ihm die dichterische Aber sließt. Daß er trot dieser Beranlagung Bankbeamter — und zwar in verantwortungsvoller Stellung an der Schweizerischen Nationalbank —
geworden ist, braucht nicht zu verwundern; Gottsried Keller
ist Staatsschreiber geworden, welcher Beruf auch nicht ge-

rade in seiner Begabungsrichtung lag.

Ernst Dser will nicht mit den Expressionisten unserer Tage in Konkurrenz treten. Die da glauben, ein richtiggehendes Gedicht musse zum mindesten bei 95 Prozent der Leser unverstanden bleiben, werden ihn kaum als Dichter anerkennen. Denn bei Dsers Gedichten versteht man wirklich alles; so schlicht und flar ist der Gedanke ausgedrückt. Ofers Art ist die der Maler alter guter Schule. Er sucht und findet seine Motive in der Natur und im Menschenleben. Und er fahndet nicht nach Extravaganzen und Sensationen. Ihm genügt eine Erinnerung aus dem Jugendland, von dem er gerne im Plauderton, aber mit Wärme und Begeisterung erzählt. Er erzählt überhaupt gerne Geschautes und Erlebtes; zumeist im humorvollen, oft in satirischesartastischem, gelegentlich auch in ernstem, ja pessimistischem Tone. Ihm genügt ein frisches Bildchen, am Wegrande erspäht, auf der Wanderung erlauscht, beim Gang durch die Straßen der Stadt beobachtet. Beimgekommen sett er sich hin und malt wie der Aquarellist sein Bildchen, mit in helle Farben getauchtem gewandtem Binsel. Wie oft müssen wir da nicht an Adolf Tièches Bilder denken! ("Wasserspiele", "Das Herrenhaus", "Die Brücke", "Der tote Springquell".) Oser liebt das Genre. Da sieht er eine kleine Aehren-

Oser liebt das Genre. Da sieht er eine kleine Aehrenleserin "im kurzen Röckhen um braune Beinchen" und schaut
ihr eine Weile zu; ihr fleißiges Bücken sagt ihm: "Mach's
wie das Aleinchen! Gebückt und gerafft ist besser wohl
als den Tag vergafft." Oder er begegnet einem Leichenzug,
der ihn nachdenksam stimmt, oder einem beduselten Autscher
auf dem Droschkenbock, aus dessen verwittertem Gesicht er
die Geschichte einer "Gefallenen Größe" liest. Bald ist's ein
kimmungsvolles Interieur, das ihn fesselt ("Rohrstuhl",
"Die Sophaecke"), bald ein bewegtes Nachtbild ("Der Zeitungsverkäufer"). Dann wieder erbarmt ihn ein Elendbildchen ("Die Näherin"), oder die großen Fragen
der Zeit greisen an sein Herz und er sucht für seine Weinung den poetischen Ausdruck ("Là-das" — "Soldatengräber"). Daß ihn die Woge vaterländischer Begeisterung
gelegentlich zu dichterischem Schwung erhebt, ist für einen
Batrioten und Freund der Heimat, wie Ernst Oser, selbst-

verständlich.

Das Formelle seiner Verstunst noch besonders ins helle Licht zu rücken, den Wohllaut seiner Sprache und die Gewandtheit seiner Reime hervorzuheben, ist hier überflüssig. Wenn wir noch auf den schmucken Einband und schönen Druck des Busches hinweisen, so dürften wir genug gesagt haben, um in manchem Leser den Wunsch nach seinem Bestitz zu entsachen.

H. B.

"Die dummen Esle!"

Bon Simon Ofeller.

In der Poststube zu Dürrenfeld standen zwei Briefeträgerfrauen beieinander. Sie waren eben mit dem Sortieren der Morgenpost fertig geworden und tauschten Gebanken aus über ihre Männer und die kommenden Festtage.

"Weihnachten und Neujahr sind mir immer am zuwidersten", sagte Frau Krieg, die Jüngere der beiden. "Nicht etwa, weil es von Jahr zu Iahr mehr zu vertragen gibt, sondern weil das für meinen Mann die gefährlichste Zeit des ganzen Dienstes ist. Er ist ja nichts weniger als ein Trinker, schafft zwischen den Dienststunden jeden freien Augenblick auf unserem kleinen Gütchen, geht mir an die

Hand, wo er kann, müht sich um die Kinder, hält Sorge zum Geld, kurz, er ist ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch. Aber um Weihnacht und Neujahr lebe ich beständig in Angst und Sorge um ihn. Fast in jedem Sause bietet man ihm zu trinken an, hier Wein, dort Schnaps oder Schnapskaffee und nötigt ihn, bis er nimmt. Und er verträgt nicht viel. So kann es denn wohl geschehen, daß er abends einen Rausch hat, auf dem Beimwege im Wirtshaus einkehrt, um den Nachdurst zu löschen und daß er dann sigen bleibt bis Mitternacht und in völlig ungurech nungsfähigem Zustande nach Sause kommt. Es ist ein Elend; immer muß ich denken, er könnte einmal liegen bleiben und erfrieren. Wenn ihm die Leute, die ihm wohl wollen und ihn gern haben, doch einen Teller warme Suppe oder eine Tasse Milchkaffee anbieten würden statt des blöden Gesüffes, das ihm so schlecht anschlägt! Aber sie halten den Wein für etwas viel Rostbareres und bedenken nicht, wohin es führt, wenn sich das vor jeder Tür wiederholt. Bedenken in ihrem gutgemeinten Unverstand nicht, was sie ihm und mir antun und haben noch ihre Freude daran, wenn es ihnen gelingt, ihm einen Sarras anzuhängen.

"Da braushe ich gottlob keinen Kummer zu haben", erwiderte Frau Reber, die Aeltere. "Mein Christen hat in seinem ganzen Leben noch nie einen Rausch heimgebracht, dem können sie lange andieten, es nüht ihnen nichts. Ein Glas oder zwei trinkt er, und dann ist es fertig; er dankt und geht und kommt mir ordentlich nach Hause. Eher würde sich die Welt rückwärts drehen, als daß er einen Rausch heimbrächte."

"D, du Glüdliche", seufzte die Jüngere, "wie bist du zu beneiden. Wenn meiner so wäre, ich weiß nicht, was ich ihm zuliebe tun könnte."

Dann gingen sie an ihre Vertragung.

Es war nachmittags zwischen Vier und Fünf, als sie einander wieder in der Poststube trafen, um die Abendpost in Empfang zu nehmen und zu erlesen; denn die Wackern nahmen ihren Männern einen Teil der Dienstverrichtungen ab. Als sie mitten in der Arbeit stecken, tönte lautes Lachen und Gejohle von der Dorfgasse hinein. Schulkinder waren's und die emsigen Frauen achteten anfangs wenig auf den tollen Lärm. Aber plötzlich hörten sie schreien:

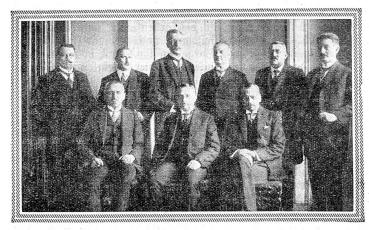
auf den tollen Lärm. Aber plötzlich hörten sie schreien:
""Räber=Drätti isch volle, uh, Räber=Drätti isch volle!"

Jugleich gewahrte Frau Reber, wie ihr Mann im Zicksack durch die Dorfgasse hinunter taumelte und just vor dem Postgebäude in den Seitengraden hinaus kegelte, so lang er war, daß das Geschlapp hoch auf spritzte. Da wurde die gute Frau einen Augenblick schier zu einer Salzsäuse: Ihr Mann, einer der pünktlichsten, zuverlässigisten, nückternsten und solidesten Angestellten der ganzen eidgenössischen Postverwaltung längelang im Geslotsch des Seitengrabens, ein Spott der Schulkinder!

"Serr Jesusgott, ist das möglich", stieß sie heraus, ließ alles fallen und eilte hinaus. Ihr Mann hatte sich mühsam auf die Knie erhoben; aber als er ausstehen wollte, verlor er neuerdings das Gleichgewicht und stürzte. Denn mit den Händen hielt er krampshaft die Posttasche zu und murmelte in einem fort: "Nüt verliere, nüt verliere, nüt verliere!" Die Frau faßte ihn am Arm, half ihm auf die Beine, stützte ihn, trocknete ihn mit der Schürze ab und und führte ihn ins Postlokal hinein. Dort nahm sie ihm die Posttasche ab, wogegen er sich anfangs heftig sträubte und bettete ihn auf die Wandbank.

"So haben sie es doch einmal fertig gebracht, dich zu füllen! Da kann man meinen und sich auflassen, den Besten verführen sie, die Esle, die Esle, die dumme Esle". schimpste sie sich dabei die Empörung vom Herzen. "Und du kannst jeht lachen", sagte sie zu ihrer Gefährtin.

"Es ist mir gar nicht ums Lachen", beteuerte diese, obschon ihr eine kleine Genugtuung aus den Augen strahlte. "Aber mit meinem Manne will ich in Zukunft doch etwas mehr Geduld haben, wenn er einmal über die Schnur haut.



Das neue österreichische Ministerium.

Sihend von links: Vizekanzler und Justizminister Dr. Waber, Kanzler und Minister des Innern Dr. Ramek, Sinanzminister Dr. Alprer. — Stehend von links Budbinger (Ackerbau), Dr. Schneider (Interribt), Dr. Mataja (Heußeres), Vaugoin (Heerwesen), Dr. Resch (Soziale Verwaltung), Dr. Schürss (handel und Verkehr)

Denn wenn das am grünen Holze geschieht, was soll denn aus dem weniger tiesperwurzelten werden? Wenn sogar dein Musterehemann einmal unterliegen kann, dann fehlts sicher nicht bei ihm, sondern bei den andern, den Eseln, wie du sie genannt hast."

Bei einem Trunke heißen Kaffees hat sich dann auch der Reber-Drätti soweit erholt, daß ihn seine bessere Hälfte nach Sause bringen konnte. Und zu sagen bleibt nur noch eins: Es war der erste und letzte Rausch des braven Briefträgers und nicht ihm, dem Wackern, zur Schande soll diese Geschichte hier erzählt sein, sondern zur Schande jener andern, die ein boshaftes Vergnügen daran finden, andere zu Falle zu bringen.

Aus dem Tagebuch eines Ausland= schweizers in Deutschland.

Bor den Reichstagswahlen vom 7. Dezember wurde mir unter der Menge anderer Flugblätter auch ein schwarzweiß-roter Kalender in die Hand gedrückt. Er trug die Aufschrift: "Noch ein Ruck nach Rechts! dann steht 1925 im Zeichen Schwarz, Weiß, Rot."

Mit diesem Ruck nach rechts ist nun freilich nichts geworden. Das deutsche Volk hat anders entschieden. Es ist ein Ruck nach der Mitte gewesen, sogar ein bischen nach links. Immerhin bleibt beachtlich, daß sich die beiden groben schwarz-weiß-roten Gruppen (Deutschnationale Volkspartei und Deutsche Volkspartei) in wesentlichem Maße konsolidiert haben. Von Bedeutung ist dies, weil in dem Kampf um Monarchie und Republik— etwas anderes war sa dieser Wahlkampf nicht— das Hauptschichten gestellt wird, die man die "gebildeten Kreise" nennen kann. In der Mehrsgahl haben Aerzte, Oberlehrer, Dozenten, Pfarrer, höhere Beamte w. deutschnational gestimmt. Allerdings haben erstellassige Vertreter der Intelligenz, einige Schriftsteller, Künsteler, Universitätslehrer, einen demokratischen Aufruf erlassen, aber das ist— leider— eine geringe Minorität.

Wir kennen in der Schweiz die deutschnationalen Herrschaften recht gut. In unsern Kurorten und Fremdenpläßen begegnen wir ihnen, und es sind ganz respektable Leute. Sie haben — wenn man von den typischen Eigenschaften des reisenden Deutschen absieht — eine gute Kinderstübe gehabt, sie haben Bildung und Kultur, sie sind tüchtig zc. Aber gemessen an diesen ihren guten Eigenschaften sind sie von einer unglaublichen politischen Borniertheit. Man kann schließlich jede politische Ueberzeugung achten, aber man muß dabei voraussetzen können, daß es eine Ueberzeugung ist, die aus geistigen Bemühungen um sie herausse

gewachsen ist. Aber gerade diese Kreise, die den natür= lichen Mutterboden der Intelligenz eines Volkes bilden sollten, lassen sich von Phrasen, deren Sohlheit durch= sichtig wie Glas ist, zu unbedingt ins Schlepptau nehmen. Denn zum Gebildetsein gehört auch Weite des Blicks, Ueberschau weltgeschichtlicher und weltpolitischer Zusam= menhänge, gehört die Fähigkeit zur Kritik, zu gesunder Ironie sich selbst gegenüber. Der Deutsche ist noch zu sehr Untertan, auch geistig. Die Barole macht es aus. Darum identifiziert er sich völlig mit der Partei, bei der er das Heil zu finden hofft, und deckt auch menschlich, als Persönlichkeit, alle Unzulänglichkeiten und Verirrungen des parteipolitischen Betriebs von der Sirnlosigkeit eines im Solde stehenden Parteisekretärs bis zu den Verbrechen gedungener Mordbuben. Ich weiß, daß man als Mitglied einer Partei manches persönliche, intellektuelle oder moralische Opfer zu bringen hat. Das ist überall und immer so. Aber es gibt gewisse Grenzen, hinter denen nur noch der Mensch maßgebend sein darf. Daß solche Grenzen bestehen, und wo sie verlaufen, das ist das Entscheidende für die kulturelle Rangstufe eines

Volkes. Und wie es damit in Deutschland bestellt ist, sassen Volkes. Und wie es damit in Deutschland bestellt ist, sassen springen ihmptomatisch die Berichte über die Wahlkämpse erkennen, das erhellt der Haß zwischen den Klassen und Varteien. Im Untertan ist der Mensch tot. Man sese Berichte deutscher Zeitungskorrespondenten über die Wahlen in England. Dort ist der Gentleman immer Herr der Lage. Dazu halte man die Erlednisse des demokratischen Kandidaten Georg Bernhard, dem Chefredakteur der "Bosseischen Zeitung", der sich auf dem Wege zu Wahlversammlungen unter starken

polizeilichen Schutz stellen lassen mußte. Ich spreche als Schweizer über diese Dinge, nicht weil wir Schweizer uns überlegen und fritisch in Angelegenheiten mischen wollen, die schließlich nur Deutschland etwas angehen. Diese Kritik ist Kritik an uns. In dem Sinne: wir standen einst im Banne des Schlagwortes "deutsche Rultur". Wir haben das goldene Ralb der Wirtschaftsblüte Deutschlands angebetet. Das letzte Jahrzehnt hat uns darin eine Korrektux gebracht. Wir sind skeptischer geworden und haben dabei schweizerisches Gelbstbewußtsein zurückgewonnen. Die kleinste Gefahr, die uns droht, ist die der Isolierung. Wir sind wirtschaftlich zu sehr mit dem Ausland verknüpft. Diese Verknüpfung bringt auch kulturelle Beeinflussung mit sich. Und hier müssen wir auf der Hut sein. Es gab eine mal eine Zeit, wo wir deutsches Wesen kopierten, wo in Burcher Familien, die Unspruch auf den Besit höherer Bildung erhoben, Hochdeutsch als Umgangssprache gepflegt wurde, wo das billige, rote Ullsteinbuch unser geistiges Brot war, wo der Berliner Nachtbetrieb des jungen Mannes Wunschwelt wurde, wo wir in Byzantinismus (Raiser= manöver!) machten. Um echten Schweizertums willen müßen wir nach allen Seiten hin steptischer werden, müssen, bevor wir assimilieren, prufen und das Beste behalten und

Es ist Pflicht des Schweizers, der im Auslande lebt und aus der Nähe heraus tiefer in das Wesen der Dings in der Fremde hineinzusehen vermag, die Heimat in irgend einer Form auf Gutes und Vorbildliches hinzuweisen, aber auch zu warnen vor Ueberschätzung der Fremde. Der wirtschaftliche und kulturelle Austausch ist eine wich-

Der wirtschaftliche und kulturelle Austausch ist eine wichtige und normale Funktion des Völkerlebens. Wir werden aus natürlichen Entwicklungsnotwendigkeiten wieder stärker mit Deutschland in Fühlung kommen. Was die kulturellen Begleiterscheinungen dieses Vorganges anlangt, so müssen wir uns nüchtern sagen, es gab nie und wird nie geben ein deutsches Wesen, an dem die Welt genesen kann. Aus sich selbst muß jedes Volk wachsen.

-fas.-

Sinnfprigh.

Das ist der Lebensweisheit letzter Schluß: Der Mensch soll wollen können, was er muß.